



Zwei von sieben: Bei Vincent van Gogh lodern Blütenblätter und stehen Pflanzen in Flammen.



Fotos aus dem besprochenen Band

## Gauguins Diebstahl und van Goghs Antwort

Eine alte Käseprobe, das Poliergerät eines Zahnarztes und ein Bügeleisen – viel mehr stand Helmut Ruhemann nicht zur Verfügung, als er 1942 gebeten wurde, eines der berühmtesten Bilder der Kunstgeschichte zu restaurieren. Vincent van Goghs „15 Sonnenblumen in einer Vase“ aus dem Besitz der Tate Gallery brauchten, ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung, eine Überarbeitung. Die Zeiten waren nicht gut, dadurch aber gerade für diese Aufgabe günstig: Wegen berechtigter Angst vor deutschen Luftangriffen auf London war das Museum im August 1939, nur wenige Tage vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, geschlossen worden. Die Sammlung hatte man nach Muncaster Castle bei Ravensglass im Lake District evakuiert.

Von dort ließ sich Ruhemann das leuchtendgelbe Bild drei Jahre später in sein Cottage im schottischen Trossachs bringen, wo er gerade für das Museum von Glasgow Rembrandts „Geschlachteten Ochsen“ bearbeitete. Eine professionelle Werkstatt stand ihm dort nicht zur Verfügung. Mit van Gogh aber kannte sich der gebürtige Berliner aus: Bevor er Deutschland verließ, hatte er unter anderem freiberuflich für die Galerie Paul Cassirer gearbeitet, die die Werke des Niederländers als erste regelmäßig ausstellte und verkaufte. Später stattete Ruhemann als Chefrestaurator des Kaiser-Friedrich-Museums in Magdeburg dort das erste Museumslabor mit Röntgengeräten aus.

Nun allerdings, in Schottland im Krieg, musste er mit den einfachen Mitteln arbeiten, die er vorfand. Einige Wochen hingen die Sonnenblumen neben Rembrandts ausgeweidetem Ochsen. Über 145 Pfund lautete schließlich Ruhemanns Rechnung, als sie zurück nach Muncaster Castle transportiert wurden.

Unzählige solcher Geschichten und Ge-

Vincent van Gogh als Marke, das sind seine sieben Bilder von Sonnenblumen. Deren Geschichte ist jetzt erstmals systematisch erforscht worden.

schichtchen kann der britische Kunsthistoriker Martin Bailey über die sieben großen Sonnenblumenbilder erzählen, die Vincent van Gogh 1888 und 1889 in Südfrankreich gemalt hat (Martin Bailey: The Sunflowers are mine – The Story of Van Gogh's Masterpiece, London 2013). Jene von der Münchner Fassung zum Beispiel, die die Nazis gegen Devisen an den Schweizer Sammler Oskar Reinhart verkaufen wollten.

Als dieser aus politischer Überzeugung („Mit Hitler macht man keine Geschäfte“) ablehnte, wurde auch diese Version in einem Schloss in Sicherheit gebracht: Sie lagerte mehrere Jahre lang in den Dienstbotenräumen im ersten Stock von Neuschwanstein bei Füssen. Es gibt die Geschichte von Hermann Göring, der sich eine Sonnenblumen-Fälschung andrehen ließ. Oder jene von der unsignierten Variante des Londoner Bildes, das über den Landsitz der Familie Mendelssohn-Bartholdy im brandenburgischen Börnick über die Pariser Galerie Rosenberg in die Sammlung des amerikanischen Minen-Tycoons Chester Beatty und von dort 1987 direkt in den Auktionsaal bei Christie's in London fand. Bei umgerechnet 72 Millionen Mark fiel damals der Hammer – damals Weltrekord für ein verkauftes Kunstwerk.

Seither fristen diese Sonnenblumen ein trauriges Dasein im Firmennuseum des japanischen Versicherungskonzerns Sompo; in der fensterlosen 42. Etage eines Wolkenkratzer in Tokio, hinter Panzerglas und fernab von der Sonne.

Es ist erstaunlich, dass sich noch niemand vor Bailey die Mühe gemacht hat, die Geschichte jener Werke von der Entstehung bis in die Gegenwart zu erzählen, die jeder Laie sofort mit van Gogh assoziiert. Bailey gelingt es dabei, Kunstgeschichte, Sozialgeschichte des Sammelns und Zeitgeschichte müheles und nachvollziehbar miteinander zu verknüpfen. Er beginnt mit van Goghs erster Begegnung mit dem Motiv während dessen Paris-Aufenthalt 1886/87 in den Gärten des Montmartre. Dort lernt der Autodidakt auch die Impressionisten kennen und schafft es, mit Hilfe der Sonnenblumen Farbe in seine bis dahin dunklen Landschaften zu bringen. Ein Symbol des Lichts, der Sonne und der Farbe werden sie für van Gogh bis zu dessen frühem Tod 1890 bleiben. Müheles und spannend erzählt Bailey die Entstehungsgeschichte und den weiteren Weg der sieben großen Bilder, in denen die Blumengebinde nahezu als Individuen porträtiert werden.

Entstanden waren die ursprünglich vier großen Leinwände zunächst als Dekorativum für das Zimmer im von van Gogh angemieteten „Gelben Haus“ an der Place Lamartine in Arles, in das im Spätherbst 1888 der Malerkollege Paul Gauguin ziehen sollte. Van Gogh hatte sich von der Ateliergemeinschaft mit dem anerkannten Kollegen in einem „Atelier du Midi“ viel für das eigene künstlerische und private Fortkommen versprochen. In Briefskizzen stellte er zwei der Sonnenblumenbilder mit dem Porträt der Frachtmeistergattin Augustine Roulin zu einem programmatischen Triptychon zur Feier der Mutterschaft zusammen. Gauguin allerdings kam desillusioniert und abgebrannt aus

der Bretagne nach Südfrankreich, wo ihn der Malerbruder und Kunsthändler Theo van Gogh finanziell unterstützte.

Lange währte die Ateliergemeinschaft trotzdem nicht. Schon über die Rahmung ihrer Bilder gerieten sich van Gogh und Gauguin in die Haare. Am Weihnachtstag des Jahres kam es zum Eklat: Van Gogh verletzte sich das Ohr läppchen, wurde in die Klinik eingewiesen, und Gauguin verließ, eines der Sonnenblumenbilder unter dem Arm, Hals über Kopf die Provence. Danach erst fertigte van Gogh, wie zur Verarbeitung drei weitere Kopien des Motivs an.

Heute sind die sieben ikonischen Werke über die ganze Welt verstreut. Fünf befinden sich in Museen in Amsterdam, London, Tokio, München und Philadelphia. Eines soll unlängst von den Erben eines in der Schweiz lebenden griechischen Reiders an ein arabisches Herrscherhaus verkauft worden sein. Das siebte befand sich seit Ende 1920 in der Sammlung des japanischen Baumwoll-Unternehmers Koyata Yamamoto. Als amerikanische Bomber am 5. und 6. August 1945 neben Hiroshima auch seine Heimatstadt Ashiya angriffen, traf eine Bombe auch Yamamotos Haus im Stadtbezirk Uchida. Der Unternehmer und seine Familie überlebten, das Sonnenblumenbild aber verbrannte.

Eine Bank in Osaka hatte zuvor abgelehnt, es aufzubewahren, weil ihre Gewölbe nicht trocken genug seien. In Yamamotos Haus konnte es, als die Bomben fielen, nicht schnell genug bewegt werden, weil der neobarocke Stuckrahmen zu schwer war. Martin Bailey gelang es, in Japan eine bislang unbekannt Aufnahme zu finden, die dieses Sonnenblumenbild in jenem ursprünglichen Rahmen zeigt, den van Gogh selbst für alle seine Werke vorgeschlagen hatte: einer einfachen flachen Holzleiste in zwei Orangetönen. Ganz leicht zu tragen. STEFAN KOLDEHOFF

## Warum half der Nachbar, was wusste die Verkäuferin?

Eine Tagung über Bürger im Widerstand gegen Tyrannei

KOPENHAGEN, Anfang Oktober Mehr als zweihundert internationale Wissenschaftler, Experten und Interessierte diskutierten auf Einladung des Vereins „Humanity in action“ gerade darüber, wie unterschiedlich die Zivilgesellschaften im deutsch besetzten Europa auf den Holocaust reagiert haben. Tagungsort und Tagungszeitpunkt sind bewusst gewählt. Hier, entlang der dänischen Ostküste, rettete vor genau siebzehn Jahren die dänische Zivilbevölkerung 7500 der 8000 dänischen Juden vor ihrer geplanten Deportation.

Nach deren vorzeitigem Bekanntwerden organisierten Nachbarn, Kollegen, Krankenhäuser, Kirchen, Beamte, Fremde und Fischer die nahezu kollektive Flucht der dänischen Juden über den Öresund nach Schweden. „Ganz normale Dänen halfen und schützten ihre dänischen Mitbürger, ohne irgendetwas dafür zu erwarten“, erläutert die Historikerin Sofie Lene Bak von der Universität Kopenhagen. Sie hat hunderte dänischer Zeitzeugen gesprochen oder deren Memoiren ausgewertet. „Die Hilfe war spontan und ungeplant. Viele kannten sich allerdings als Nachbarn oder Arbeitskollegen. Die dänische Gesellschaft machte traditionell keinen Unterschied zwischen den Religionen, die Juden waren integriert.“

In Bulgarien war es im gleichen Jahr zu einer ähnlich spektakulären Hilfe gekommen. Im Mai 1943 lehnte das mit den Achsenmächten verbündete Land die Deportation von 48 000 bulgarischen Juden ab. Wie in Dänemark waren sie traditioneller und integraler Bestandteil der ethnisch vielschichtigen Bevölkerung Bulgariens. Im Frühjahr dieses Jahres feierte das Land diese historische Entscheidung als eines der wichtigsten Merkmale seiner modernen Identität.

Der bulgarische Journalist und Autor Anthony Georgieff hat die eigentlichen, wenigen Akteure identifiziert, die zur bulgarischen Zurückweisung der deutschen Forderung führten. Demnach folgt der bulgarische Kurs bis zum Frühjahr 1943 exakt den deutschen Vorgaben: „Die jüdische Bevölkerung wurde systematisch und weitgehend widerspruchslos diskriminiert und isoliert. Seit August 1942 mussten Juden den Davidstern tragen, durften keine bulgarischen Namen mehr annehmen und mussten ihre gesamten Vermögensverhältnisse darlegen. Die Behandlung der bulgarischen Juden diente von Staats wegen dem klaren Ziel ihrer Vernichtung.“

### Das bulgarische Paradox

Tatsächlich wurden im März 1943 mehr als 11 000 Juden aus bulgarisch besetzten und verwalteten Gebieten in Griechenland, Südserbien und Mazedonien von bulgarischer Polizei mit Zügen der bulgarischen Staatsbahn nach Wien, und von dort aus weiter mit Zügen der Reichsbahn nach Auschwitz und Treblinka deportiert. „Sowohl die bulgarische Bevölkerung als auch die bulgarische Führung verhielten sich gegenüber diesen Transporten gleichgültig. Der König bezeichnete die Juden einen Monat später noch als „Gefahr für die Zivilisation“. Es ist bezeichnend, wenn in Yad Vashem nur zwanzig Bulgaren als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt wurden, während ihre Zahl allein in Albanien 69, in Serbien 131 und in Griechenland 313 beträgt.“ Dennoch lehnten König und Regierung einen Monat später die Deportation der weiteren 48 000 Juden aus Bulgarien ab.

Auslöser waren der Vizepräsident der Nationalversammlung, Demitar Peshev, der dreißig parlamentarische Abgeordnete und der Protest gegen die Deportation gewonnen hatte, sowie der katholisch-orthodoxe Bischof von Plovdiv. Dieser war in eine Schule gestürzt, in der schon Juden für die Deportation versammelt waren, und forderte deren sofortige Freilassung, sonst würde er Juden verstecken und den Davidstern tragen. „Was die bulgarischen Juden rettete, war nicht die Nation, sondern individuelle Zufälle. Wenn nur eine der wenigen handelnden Personen nicht zur rechten Zeit aufsteht und die Deutschen zuletzt Stalingrad nicht verlieren, wäre aus der Rettung der bulgarischen Juden ihre sichere Reise in den Tod geworden“, urteilt Georgieff.

So, wie es in Polen in besonders hohem Maße der Fall gewesen ist. Drei Millionen polnische Juden wurden hier ermordet sowie eine gleich hohe Anzahl nichtjüdischer Polen. „Der Terror der Deutschen sowohl gegen jüdische wie auch nichtjüdische Polen war sicherlich ein Grund, warum es nur sehr wenig Hilfe von Seiten der nichtjüdischen Polen gab“, sagt der international renommierte Journalist und Autor Konstanty Gebert. „Denn wer half, wurde sofort erschossen. Jeder kannte von irgendwoher ein Beispiel, wie die Geschichte des Sechsjährigen, der einem Juden ein Stück Brot gegeben hatte und dafür standrechtlich erschossen wurde.“

Gleichzeitig aber verweist Gebert auf die Tatsache, dass die systematische Vernichtung der polnischen Juden in mehr als vierhundert zeitgenössischen Augenzeugenberichten nichtjüdischer Polen mit keinem einzigen Wort Erwähnung fand. „Die polnischen Juden wurden nicht als Teil der Nation empfunden, als „die“, nicht als „wir“. Sogar die polnische Untergrundpresse, die sehr viele Menschen erreichte, berichtete zwar vom

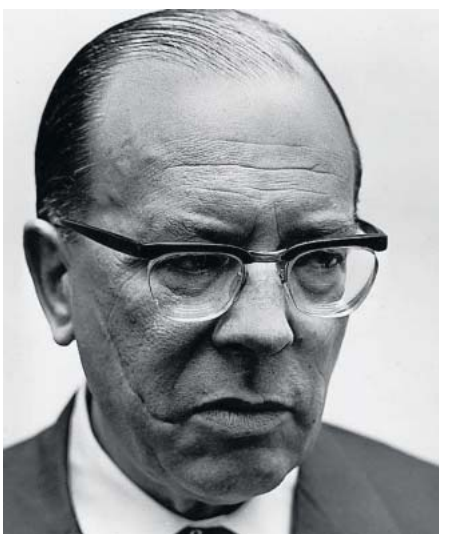
Kampf der Juden im Getto, aber kaum vom Anlass ihres Kampfes, dem Holocaust. Dabei waren spätestens 1943 sogar die Namen der Vernichtungslager im Osten Polens bekannt.“ In Polen wie auch in den baltischen Staaten kam es vereinzelt sogar zu unmotivierten Massakern an Juden durch die nichtjüdische Bevölkerung.

### Der Personalausweis als Schicksal

Wo Juden dennoch von Seiten der Zivilbevölkerung geholfen wurde, waren die Gründe zumeist individuell, selten universell. Konstanty Gebert berichtet von einem Mann, der ein jüdisches Kind nur deshalb aufnahm, weil er selber zwei Kinder hatte. Wenig später nahm er auch die zwei Geschwister des jüdischen Kindes auf. Als er nach dem Krieg gefragt wurde, warum er das gemacht habe, antwortete er überrascht: „Die Deutschen hätten mich doch schon für das eine Kind erschossen. Da war es egal, wenn noch zwei hinzukommen.“

Die französische Historikerin Anette Wieviorka ist dem Schicksal gesellschaftlich integrierter und nichtintegrierter Juden im Frankreich des Zweiten Weltkriegs nachgegangen. „Anhand von Einzelbeispielen kann man eine Tendenz ausmachen. Demnach ließen sich zum Beispiel integrierte Juden eher nicht registrieren oder folgten nicht den Sammlungsaufrufen“, sagt sie, „auch die allgemeine Hilfsbereitschaft gegenüber integrierten Juden war tendenziell größer.“ Anders als in Polen habe es aber keine grundsätzliche Ablehnung der insgesamt rund 320 000 Juden gegeben. Einer Phase der relativen Indifferenz folgte ab 1942 die vielfache Hilfe der Zivilbevölkerung. Auslöser waren erste Deportationen und die Einführung des Davidsternes im Juni 1942: „Die Franzosen hatten seit der Revolution eine Tradition, die zum Beispiel das Tragen von Kreuzen in Schulen verbot. Als der Davidstern eingeführt wurde, halfen viele nichtjüdische Franzosen aus dieser Tradition heraus. In einem Pyrenäendorf wurden seitdem bis Kriegsende über 900 Juden versteckt.“

Auch viele Holländer halfen. Wie groß die Hilfsbereitschaft der niederländischen Zivilbevölkerung war, zeigt sich an den über 5000 Niederländern, die die internationale Liste der als „Gerechte unter den Völkern“ Geehrten von Yad Vashem anführen. „Dennoch wurden 75 Prozent der 140 000 holländischen Ju-



Georg Ferdinand Duckwitz Foto Ullstein

den getötet, das ist der prozentual höchste Anteil im deutschen Machtbereich“, sagt der englische Historiker Bob Moore. Ihm zufolge sorgte das bis dahin einmalige holländische System von Identifikationskarten mit Fingerabdrücken dafür, dass in Holland Flucht und Untertanenspezifischer Widerstand besonders schwierig waren.

Gelang es dennoch hier oder anderswo mit Hilfe der Zivilbevölkerung, spielten meistens individuelle Gründe eine Rolle, und Frauen. Die Ehrenvorsitzende der deutschen Sektion von „Humanity in action“, die ehemalige FDP-Generalsekretärin Cornelia Schmalz-Jacobsen, recherchierte für das Buch über ihre Eltern, die beide in Yad Vashem geehrt wurden, im Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin. „In der Stadt überlebten 5000 der ehemals 160 000 Juden, weil einfache Leute sie versteckt hatten“, sagt sie und stellt fest: „Zwei Drittel der stillen Helfer waren Frauen! Das lag natürlich auch daran, weil die Männer im Krieg waren. Vor allem aber organisierten Frauen den Alltag, darum waren sie weniger verdächtig. Sie waren realistisch und wollten bewusst nicht den Rollenklischees der Nazis entsprechen.“

In Kopenhagen gibt Schmalz-Jacobsen bekannt, dass ihr Buch „Zwei Bäume für Jerusalem“ nun auch in Dänisch und Englisch verlegt werden wird. Neben ihr sitzt Herbert Pundik, einer der zwei Gründer von „Humanity in action“. Er gehörte zu den 7500 Menschen, denen vor siebzehn Jahren die Flucht von Dänemark nach Schweden gelang. Den streng geheimen Deportationsbefehl gab ein Deutscher, der Bremer Georg Ferdinand Duckwitz, an die dänische Seite weiter. „In Dänemark und anderswo handelten Menschen als Menschen“, urteilt Herbert Pundik. Was das historische Thema zum Ende des Kongresses in die Gegenwart führt. Die Stichworte „Syrien“ und „Lampedusa“ nimmt jeder Kongressteilnehmer gedanklich mit auf seinen Weg nach Hause. GERRIT REICHERT

## Lasst mich schwärmen, ihr Aufklärer

Münster ehrt seinen späten Bürger, den Philosophen Johann Georg Hamann

„Meine eigentl. Autorschaft“, schreibt Johann Georg Hamann (1730 bis 1788) rückblickend an seinen Freund Jacobi, „hebt sich mit 1759 u. den Sokratischen Denkwürdigkeiten an.“ In jenem Jahr gerät der angehende Autor in Konflikt mit seinem Jugendfreund Berens und einem, den der Unternehmer kurzfristig zur Unterstützung angeheuert hatte: dem Magister Immanuel Kant.

Von seinen beiden Königsberger Zeitgenossen, den „Zween“, wie er sie in der Sokrates-Schrift betitelt, fühlt sich Hamann regelrecht in die Zange genommen. Denn die beiden waren bei ihm aufgetaucht, um seine „religiöse Schwärmerei“ zu kurieren: durch den Plan, ihn Artikel aus der französischen „Enzyklopädie“ übersetzen zu lassen. So sollte der England-Heimkehrer wieder Anschluss an den aufgeklärten Diskurs finden. Daraus wurde nichts. Hamann reagierte mit grimmigem Humor auf diesen Bekehrungsversuch: „Ich musste beynahe über die Wahl eines Philosophen zu dem Endzweck einer Sinnesänderung in mir hervor zu bringen, lachen“, schreibt er am 27. Juli 1759 an Kant.

Wie aber wurde aus Hamann der „Magus in Norden“? Bereits 1758 hatte sich seine Londoner Lebenswende ereignet. In den „Gedanken über meinen Lebenslauf“ schildert der Autobiograph – ähnlich wie Augustinus in den „Confessiones“ – eine persönliche Erfahrung von abgründiger Tiefe. Er nennt sie „Höllenfahrt der Selbsterkenntnis“. Als Ariadnefaden aus dem Labyrinth existentieller Ängste erweist sich dabei nicht mehr eine Art aufgeklärte



Johann Georg Hamann Foto Corbis

Ersatztheologie, sondern ein Buch, in dem Hamann seine Existenz gedeutet und ausgelegt sieht: die Bibel. Sie wird für ihn zum Rettungsseil, das ihn von ganz unten heraufholt.

Was der Philosoph, Theologe und Publizist in London über Labyrinth, Lesen und Leben lernt, treibt ihn nach dem Streit mit den „Zween“ dazu, Texte im Leser arbeiten zu lassen. Er konzipiert die Strategie indirekter Mitteilung, an der sich später der Hamann-Leser Kierkegaard schult. Mit dem neuartigen „dunklen Stil“ – er ist geradezu sein Markenzeichen geworden – zieht der Autor gegen Publi-

kumskultur, Idolatrie und friderizianischen Absolutismus zu Felde. Der Glaubensdenker in der Tradition Luthers identifiziert sich selbst mit dem Beinamen eines „Magus in Norden“, der ihm, dem Mann an Preußens Peripherie, von Friedrich Karl von Moser zugeschrieben worden war.

Hamann geht es dabei nicht um „mystischen Irrationalismus“ (Rudolf Unger). Vielmehr agiert er als „Philologe des Kreuzes“, der die Ambivalenzen aufgeklärten Denkens im Bad seiner „Metakritik“ prüfen will. Dass der mit allen philologischen Wässern gewaschene Sohn eines Baders Gegner und Freunde, von Voltaire, Hume, Herder, Mendelssohn, Lessing und Friedrich II., bis hin zu Kant und Friedrich Heinrich Jacobi, gleichermaßen dem metakritischen Tauchbad aussetzt, machte Eindruck auf die weit herumgekommene Amalie Fürstin von Gallitzin. „Ich war von manchen in diesem Buche so betroffen“, schreibt sie über ihre Lektüre der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“, „dass ich mir nun alle Mühe gab, mir je mehr u. mehr Werke v. diesem Mann zu verschaffen.“

Im Jahr 1787 gelingt es der hochgebildeten Fürstin und ihrem Kreis christlicher, meist katholischer Intellektueller, den bereits erkrankten „Magus“ zur Fahrt nach Münster zu bewegen – seine allerletzte Reise. Der leidenschaftliche Lutheraner, dessen Wesen Amalie „ganz von der Hl. Schrift imprignirt“ sieht, wird hier zum geistlichen Lehrer – es entsteht eine Ökumene besonderer Art. Als der prophetische Deuter im Sommer 1788 stirbt, wird

er im Garten der Fürstin Gallitzin begraben.

Hamanns Weg nach Westfalen bietet den Veranstaltern der diesjährigen „Magus Tage Münster“ vom 16. bis 20. Oktober Raum, den streitbaren Zeit- und Kulturkritiker als Kristallisationspunkt zu begreifen. Vertreter aus Philosophie, Literaturwissenschaft, Soziologie, Kriminologie und Theater sind deshalb eingeladen, nach dem Verstehen menschlicher Existenz zu fragen, um – ganz im Sinn des Namensgebers – Thesen, Texte und Temperamente kräftig miteinander reagieren zu lassen.

Den mit 10 000 Euro dotierten Hamann-Forschungspreis 2013, den die Universität Münster gemeinsam mit der Gesellschaft für Westfälische Kulturarbeit vergibt, erhielt im Vorfeld der Magus-Tage Wilhelm Schmidt-Biggemann. Dem Berliner Philosophiehistoriker wurde für seine Arbeiten im Bereich der Geistes- und Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet. Ganz im Sinn des Sprachdenkers Hamann liegt der Fokus von Schmidt-Biggemanns Forschungen auf Beiträgen zur Aufklärung und Aufklärungskritik. Zuletzt hat der Wissenschaftler 2012/2013 drei Bände einer monumentalen „Geschichte der christlichen Kabbala“ veröffentlicht. Der Germanist Eric Ackermann, Vorsitzender der Jury des Forschungspreises, urteilt dazu: „Man wagt nicht zu viel, wenn man diese Untersuchung heute schon zu einem Standardwerk frühneuzeitlicher Religionsphilosophie erklärt.“ THOMAS BROSE